

# Der Gerichtsturm.

Ariminal-Erzählung von L. Gotthe.

(2. Fortsetzung.)

Johanna senkte wieder den Blick zu Boden.  
„Die Arme!“ sprach sie leise. „Sie fühlt sich so vereinsamt unter den Leuten, von denen sie als bezahlte Miethsling betrachtet wird, und ihre nächsten Blutsverwandten sind ihr fremd, daß ihr jedes Zeichen wirklicher Theilnahme die größte und auch wohl einzige Freude bereitet! ... Die häuslichen Pflichten aber verbieten mir ein frühes Ausgehen am heutigen Tage.“

„Verzeihen Sie mir, Cousine!“ bat ich. „Sie müssen ja begreifen, wie wehe es mir gethan, die Jugendfreundin auch heute wieder bei meinem Kommen zu vermissen, und zwar, wie es mir scheint mußte, diesmal um einer sehr trivialen Veranlassung willen. Darum Verzeihung!“

Das Herbeikommen der alten Christine entthob Johanna, indem sie leise meine Hand drückte, der mündlichen Antwort. Jene kündete den Besuch einiger alten und auch mir wohlbekannten Freunde der Familie an, die schon heute den neuen Herrn Justiziar begrüßen wollten und welche ihr auf dem Fuße folgten. Wir brachten den Abend in ungetrübtem Frohsinn zu.

Es verstand sich von selbst, daß vorläufig, bis zu meiner ordentlichen und festen Einrichtung, die gegenwärtige, obwohl in ihrem Umfange beschränkte, aber angenehm wohlthätige Behausung meiner elterlichen Wohlthäter mir ein trauliches Daheim gewährte. Man hatte für mich ein freundliches Zimmer hergerichtet, und ich schlief nach der zwar nicht anstrengenden, aber abspannenden Reise bis in den hellen, lichten Tag hinein.

Die alte Christine brachte mir das Frühstück.

Ich hatte mit der modernen Hausmagd stets auf vertrautem Fuße gestanden und so plauderte ich auch jetzt mit ihr. Unser Gespräch kam bald auf Johanna, und die Alte war des Lobes der Pflegerin ihrer Herrschaft voll. Es drängte mich hierbei zu der Frage, woher es komme, daß Johanna noch frei sei — ein Umstand, der seit dem gestrigen Abend allerdings mich höchlich befremdete.

„O glauben Sie nur nicht, daß es unferem lieben Fräulein an passenden Bewerbern gefehlt hat, Herr Justiziar,“ erhielt ich zur Antwort. „Aber nur Einige zu nennen, da war ein Herr Bergner aus M., der einzige Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns, der zu seiner eigenen Ausbildung für das Geschäft seines Vaters reiste. Er besuchte auch den Herrn Rathsherrn, als wir noch am Marktplatz wohnten, lernte unser Fräulein kennen, kam bald wieder und immer wieder, wurde als unser Gast angefahren und hielt endlich ein Fräulein Hand an, wobei er auch einen Brief seines Vaters abgab, worin dieser schrieb, daß er sich sehr freuen würde, wenn Fräulein Selbig seine Schwiegertochter werden wollte, denn er habe von glaubwürdigen Personen nur Gutes und Schönes von ihr gehört. Der junge Herr Bergner war gewiß ein liebenswürdiger und achtbarer Herr; die Herrschaft sprach ihm das Wort, und das Fräulein hatte ihn auch stets gut leiden gemocht. Aber er erhielt doch von ihr ein höchlich, indes auf eine solche Art, daß er nicht darüber böse sein konnte, und obgleich er weiß, daß er sich keine Hoffnung auf unser Fräulein machen darf, besucht er uns noch immer in aller Freundschaft, so oft er in diese Gegend kommt. Dann war auch der Rentkammer-Sekretär Werner, der Bruder von der Gouvernante, bei der gestern unser Fräulein zum Geburtstagsbesuch war. Nun, daß sie den abwies, verdente ich ihr nicht.“

Der Sekretär ist zwar auch ein ganz ansehnlicher Mann, weiß sich zu benehmen, hat sein gutes Brod, und außerdem von seinem Vater noch eine gute Erbschaft zu erwarten — das heißt: wenn der Alte seinen beiden Kindern, mit denen er gar nicht zu gut steht, nicht noch durch eine zweite Heirat, von der gemunkelt wird, einen Strich durch die Rechnung macht. Aber, ich weiß selbst nicht, woher es kommt — ich kann dem Herrn Sekretär nun einmal nicht viel Gutes zu trauen und es geht auch noch anderen Leuten so. Da war es mir und der Herrschaft nun ganz nach dem Sinne, daß der von unserem Fräulein ohne viel Complimente abgewiesen wurde. Und so könnte ich noch zwei oder drei nennen, die geworden haben und die keine üble Partie gewesen wären; aber sie hat nun einmal ihr Köpfchen für sich, wie die Frau Rathsherrin sagt, und dagegen ist Nichts zu machen.“

Sollte Hannchen etwa insgeheim, schon vor der Vererbung des Herrn Bergner, ihre Wahl getroffen haben? „Nein, Herr Justiziar, das ist bestimmt nicht der Fall. Dann wüßte es wenigstens die Frau Rathsherrin.“

„Wellest du sie wirklich heirathen?“ „Das hat sie freilich gesagt, wenigstens zu mir.“

„Aber aus welchem Grunde denn?“ „Die Eltern, sagt sie, werden bald das Alter erreichen, wo sie der Pflege von liebender Kindeshand bedürfen. Sie wollte J., wo sie so viele glückliche Jahre verlebte, nicht verlassen. Hermann, der junge Herr, wird gewiß, wenn die Zeit da ist, eine Gattin wählen welche die Pflege der theuren Eltern gern übernehmen würde; aber die Verhältnisse erforderten es, wie bei Herrn Bergner, daß er, wenn er einen Hausstand gründet, seinen Wohnsitz in einer größeren Handelsstadt nimmt. Also, sagt das Fräulein, sind die lieben Eltern in ihrem höheren Alter auf mich angewiesen, und ich würde mich des schreiendsten Undankes schuldig machen, wenn ich mich ihnen nicht mit Freuden widmen wollte.“

„Das ist sehr edel gedacht von Hannchen. Aber unsere theuren Wohlthäter werden hoffentlich noch recht lange leben, und sie erreicht inzwischen ein Alter, wo sich dann schwerlich noch eine passende Partie für sie findet. Es trifft sich nur höchst selten so gut, wie mit dem Onkel und der Tante.“

„Sie ist nicht reich. Von Denjenigen, welchen sie von früher Kindheit an als eine leibliche Tochter galt, durfte sie alle Wohlthaten annehmen; aber sich solche von einem Anderen gefallen lassen zu müssen, und wäre dieser Andere auch der gute Herrmann, das würde sie bei ihrem Charakter schwer bedrücken. Ich bin gewiß, daß sie es dann vorziehen würde, fremden Leuten um Lohn zu dienen — ein Gedanke, der mir unerträglich erscheint. Der gute Herrmann wird es zwar mit Freuden sehen, wenn seine Eltern dereinst die Zukunft seiner Pflegegeschwester vor Mangel und fremder Abhängigkeit sicher stellen — was gewiß auch geschieht, aber wird sich Hannchen in diesem Falle nicht fassen, daß ihrretwegen Herrmann's und seiner etwaigen Familie rechtmäßiges Erbe verkürzt worden?“

„Solche unnütze Gewissensstrüpfel sind unferem Fräulein schon zuzutrauen. Und sehen Sie, Herr Justiziar, ich selbst habe ihr schon diese Einwände gemacht. Aber was antwortete sie darauf? Das kleine Kapital, welches sie von ihren seligen Eltern geerbt — wozu freilich der Rathsherr die vielen Jahre her alle Zinsen geschlagen hat — werde dereinst hintereinander, meint sie, um sich in das Hospital zu S. einzukaufen, wo ihr alles Nöthige gewährt wird und sie sich auch noch nützlich machen kann. Denken Sie sich, Herr Justiziar: unser Fräulein eine Hospitalistin!“

„Unfinn! Uebrigens wird Hannchen wohl noch einen anderen Vorwand für die Bewahrung ihrer Freiheit erfinden müssen; denn nimmer werden die Pflegerinnen ein solches Opfer von ihr annehmen. Das müßte ihr in der bestimmtesten Weise gesagt werden, und es nimmt mich Wunder, daß es noch nicht geschehen ist, denn sicherlich wird der Onkel und die Tante von Hannchen's höchst edelmüthiger Absicht ebenso gut unterrichtet sein, wie Sie liebe Christine.“

„Je nun, Herr Justiziar, die Herrschaft mag wohl über die Sache ebenso denken, wie ich und mein Sohn.“

„Und wie denken Sie und Friedrich darüber?“

„Ich meine, wenn nur erst der Onkel, welcher wirklich der Rechte ist, so werden schon die verständigen Vorstellungen der Herrschaft den Sinn des Fräuleins ändern. Und der Rechte kommt gewiß einmal! — Aber da stehe ich hier und verplaudere die Zeit, und lasse da Fräulein die Arbeit allein machen! Schönen guten Morgen, Herr Justiziar!“

Die letzte Rede der Alten erregte mir Gedanken und Empfindungen, die mir ganz neu waren. Aber nur kurze Zeit überließ ich mich denselben.

„Daran ist gar nicht zu denken,“ sagte ich topfsüttelnd zu mir selbst und pfiff die Melodie eines fröhlichen Kommerzielles, während ich einfache Toilette machte.

Nachdem ich das Zimmer verlassen, fand ich Johanna bei geräuschloser und doch emsiger häuslicher Thätigkeit, in der sie sich durch mein Kommen nicht stören ließ, die Tante zum Ausgehen bereit, um einige Besorgungen in der Stadt zu machen, und den Onkel mit der Zeitung auf der dem Garten zugehörigen Veranda des Hauses. Zu diesem gestellte ich mich, und wir sprachen über politische Angelegenheiten.

Da Christine und ihr Sohn Friedrich eine nicht ganz unwichtige Rolle bei den hier erzählten Ereignissen spielen, so sei auch ihrer hier ein wenig einsehender gedacht.

Christine war die erste Magd im Hausstande meines Onkels gewesen. Sie besaß diese Stelle treu und redlich mehrere Jahre lang, bis sie sich verheiratete. Auch dann noch ging sie in Düring'schen Hause ein und aus, und als ihr Mann nach kurzer Ehe starb, einen dreijährigen Sohn hinterlassend, trat sie auf Wunsch meines Onkels und dessen damals bereits tränkender ersten Gattin in ihre frühere Stellung zurück. Der bald dar-

auf erfolgende Tod der letzteren und die spätere zweite Heirat ihres Bruders änderte nichts.

Meine Tante mußte die treue und brauchbare Dienerin zu schätzen. Herr Düring nahm sich des kleinen Friedrich päterlich an: er ließ ihn bei der Mutter, und es war seine Absicht, ihn für das Comptoir auszubilden zu lassen, wo er dann leicht für dessen späteres Fortkommen hätte sorgen können.

Allein der heranwachsende Knabe zeigte einen so starken, in der That unbefriedigbaren Widerwillen gegen jede Beschäftigung, welche rüftige Bewegung in freier Luft ausschloß, daß der Onkel seine Absicht aufgeben mußte und ihn mit der Zustimmung seiner Mutter zu einem Gärtner in der Stadt in die Lehre gab. Wie seine Mutter während ihres Ehestandes, hieß Friedrich auch jetzt dem Düring'schen Hause nicht fremd. Sein damaliges Verhältniß zu mir, dem Altersgenossen, zu Hermann und Johanna ist dem Leser bereits bekannt, und das zu der letzten änderte sich auch nicht, als er die Lehrezeit beendete und nun, ein kraftvoller junger Mann, als tüchtiger Gärtnergehilfe auf eigenen Füßen zu stehen vermochte. So stark, wie sein Widerwille gegen das Stubenleben, war seine Anhänglichkeit an die Düring'sche Familie und die Zärtlichkeit für seine alte Mutter. Aus dieser Ursache schlug er trotz der dringendsten Vorstellungen mehrfach vortheilhafte Berufungen nach außerhalb aus und freute sich, daß ihm das Loos vom Militärdienste freigeblieben war, er sonst nicht abgeneigt gewesen wäre.

Solche Anhänglichkeit an sein Haus und die aus derselben hervorgegangenen vielfachen uneigennütigen Dienste zu belohnen, fand mein waderer Onkel erwünschte Gelegenheit, als er die Gartenbesorgung außerhalb der Stadt vor dem Seethore erwarb, welche ihm und seiner Gattin nach einem langen und thätigen Leben zum Ruheort dienen sollte.

Friedrich erhielt den ziemlich großen Garten, welcher an Obst, Gemüsen und Blumen einen reichen Ertrag gewährte, gegen die Verpflichtung, für den Bedarf der Brodherrenschaft an den Gesessenen des Gartens und neben dem Nützlichem auch für das Schöne hinsichtlich des letzteren sorgen, ohne eine weitere Einschränkung zur beliebigen Nuznießung. Ein außer dem Wohnhause der Herrschaft auf dem Grundstücke gelegenes Häuschen nebst Zubehör ward ihm wohlthätig hergerichtet. Nunmehr in einer auskömmlichen und unabhängigen Stellung, nahm er auch ein schmales junges Weibchen. Durch unvorbedachten Fleiß bei großer Geschicklichkeit und gründlichen Kenntnissen erwarb er dem ihm anvertrauten Garten bald in der ganzen Umgegend einen ausgezeichneten Ruf.

Es braucht nicht erwähnt zu werden, daß seine jetzige Glückseligkeit, welche er der Güte des Herrn Düring verdankte, seine Anhänglichkeit an diesen und dessen Familie nicht verminderte.

Ich säumte nicht, die unumgänglichen Anstandsbesuche zu machen; der erste derselben galt meinem würdigen Vorgänger. Der alte Herr führte mich in den Thurm am Seethore, welcher, wie erwähnt, jetzt wieder der Sitz des künftigen war, zeigte mir alle Lokalitäten desselben, stellte mir das Personal vor, welches aus dem Aduar, dem Gerichtsdienste, der zugleich Gefängniswärter war, dem Boten und einem jungen Copisten bestand, erbot sich zu allem, mir hinsichtlich meiner neuen amtlichen Stellung wünschenswerthen Mittheilungen, stellte mir anheim, den Verhandlungen an den bis zu meinem Amtsantritte noch übrigen Gerichtstagen, deren zwei in jeder Woche angeordnet waren, beizuwohnen und erwiderte mir auch in der Folgezeit manche dankenswerthe Gefälligkeit.

Von den übrigen Personen, denen ich in den ersten Tagen nach meiner Ankunft Besuche abzustatten hatte, kann ich hier sichtlich schweigen.

Onkel und Tante brachten mir mehrere Wohnungen in Vorschlag.

Wir haben bei der Wahl darauf Bedacht genommen, daß Du bald heirathen wirst,“ sagte der Erstere, als diese Frage in Abwesenheit Johanna's zur Sprache kam. „In Deinem Alter und in Deiner Stellung laugt das Junggesellenleben nicht mehr. Du hast doch gewiß schon Eine in Deinem Herzen, die für Dich paßt und die nichts dagegen hat, Frau Justiziarin genannt zu werden?“

Ich konnte die aufrichtige Antwort ertheilen, daß dem nicht so sei. Zwar hätte ich manche reizende und liebenswürdige junge Dame kennen gelernt, wüßte aber Streben nach ihrem Besitze, und nicht alle diese hatten den jungen Juristen mit gleichgültigen Blicken betrachtet. Aber es hatte wohl an meiner Erziehung gelegen, daß Lieben und Heirathen mir zwei durchaus untrennbare Begriffe waren, so daß der letztere dem ersteren erst seinen Inhalt gab. Da nun bis vor ganz Kurzem für mich die Möglichkeit der Ehe in weiter, ungewisser Ferne gelegen, so hatte auch die Liebe über mich keine Herrschaft gewinnen können.

„Ich besäße weder Reizung, noch Anlagen zum Hagestolzen,“ beschwerte ich ebenso aufrichtig im weiteren Verlauf dieser Verhandlung; „aber ich sehe auch keine Veranlassung, mit der Wahl der Gattin für das Leben sehr zu eilen. Und selbst wenn ich solche bereits gefunden hätte oder in kürzester Frist fände, so würde ich doch

die Consolidirung meiner Verhältnisse abwarten, bevor ich zur Hochzeit schritte; und darüber möchte leicht ein Jahr hingehen.“

Letztere Behauptung stellte ich im Grunde nur auf, um nummehr mit der Mittheilung herauszutreten zu können, daß ich mir bereits das oberste, jetzt unbenützte Geschloß des Gerichtsturmes zur Wohnung ersehen.

Aus vier zusammenhängenden, wenn auch nicht eben großen Zimmern bestehend, deren Fenster nach ebenso viel Richtungen hinausgingen, gewährte mir diese Wohnung Alles, was ich in dieser Hinsicht bedurfte und liebte: genügenden Raum, die beste Sicherheit gegen unwillkommene Störung bei meinen Arbeiten und Studien, namentlich Seitens jubringlicher Parteien; Licht und Luft; eine weite Aussicht über Feld und Fluß, Wiese und Wald, See und Fluß. Ich konnte von hier aus im eigentlichen Wortsinne den ganzen Kreis meiner amtlichen Wirksamkeit übersehen, sobald ich nur ein Fernglas von mäßiger Tragweite zu Hülfe nahm. Ich konnte kein besseres Schutzmittel finden gegen lästige Betenten, deren Jubringlichkeit ich in meinem Amte ausgeübt war, als den alten Melzer, den Gerichtsdienste, welcher als Bewohner des unteren Geschosses die Pforte des Thurmes bewachte und dessen rüftige und verständige Gerechtigkeit sich auf meine Anfrage gern bereit erklärte, die Mühe meiner Bedienung zu übernehmen.

Die Thurmwohnung also entsprach so sehr meinen Bedürfnissen, wie meinem ein wenig zur Romantik hinneigenden Geschmacke, daß ich keine ihr ähnliche in der Stadt zu finden erwartete und mich förmlich in sie verliebte hatte.

Der Onkel, nachdem er die Räume besichtigt, stimmte mir bei; Johanna meinte, ich müsse am besten wissen, was sich für mich schide, und wußte die ängstlichen Besorgnisse der guten Tante und der alten Christine zu verschleichen; mein würdiger Vorgänger fand die Idee, innerhalb der Mauern des Schauhauses meiner amtlichen Thätigkeit zu wohnen, bei meinem ehelosen Stande ganz praktisch; Friedrich versicherte, daß er an meiner Stelle keine andere Wahl treffen würde, und um das Urtheil der anderen Leute kümmerte ich mich nicht.

So wurden denn die nöthigen Handwerker bestellt, welche ihre Arbeit unter der Aufsicht und nach den Angaben meines in solchen Dingen sehr erfahrenen Onkels schnell förderten; und nach dem Letzteren setzten meine Tante und Johanna das Werk bis zu dessen Vollendung fort.

Am ersten Tage des Juli wurde ich durch einen reichgrünlichen Bevollmächtigten und einen Commissar des preussischen Obergerichtes, welches in Nützlichen die Oberhoheit des preussischen Staates über die untere Grafschaft J. zu vertreten hatte, in feierlicher Weise in mein neues Amt eingeführt, und eine Woche später schon konnte ich meinen Einzug in meine hochgelegene Wohnung halten, deren Räume die Sorgsamkeit meiner Verwandten, zu denen ich auch Johanna rechnete, zu einem freundlichen Daheim gestaltet hatte.

Die Bewohner der unteren Grafschaft J. waren in der überwiegenden Mehrzahl friedliebende Leute. Die Polizei ward musterhaft verwaltet. Schon vor der Mediationszeit war hier das preussische allgemeine Landrecht eingeführt worden, neben welchem nur noch einige Wohnortrechte Geltung behalten hatte, in welche ich mich mit Hülfe meines würdigen Vorgängers in kurzer Zeit hineinbelebte. Keine Sache von größerer Wichtigkeit hatte bei meinem Amtsantritte der Erledigung bedürftig.

Unter diesen günstigen Umständen blieb mir viel Zeit übrig, von der ich einen Theil zu meinem damaligen Lieblingsstudium verwandte, zu welchem mir die kleine, aber auserwählte, bereitwillig zu meiner Verfügung gestellte Bibliothek meines würdigen Vorgängers, die ausgezeichnetsten Verzeichnisse umfassend, die willkommenen Mittel bot.

Es fehlte mir gleich in der ersten Zeit nicht an passenden Bekanntschaften, besonders unter den jüngeren Beamten, und ich entzog mich denselben keineswegs. Am liebsten jedoch brachte ich meine Erholungsstunden bei mit meinen Verwandten zu.

Aufrichtig ist es hier gesagt: der Magnet, welcher mich fast täglich, und wüßte es auch nur auf eine Stunde gewesen, nach der hübschen Gartenbesorgung vor dem Seethore hinzog, hieß Johanna.

Wie anders war sie jetzt aber auch, als in der Zeit vor sieben Jahren! Der, wenn immerhin milde, so doch nicht eben anziehende Ernst, welcher das junge Mädchen damals nicht verliebte, kam jetzt nur noch bei besonderen Anlässen zum Vorschein; ein sanfter Frohsinn belebte jetzt ihr ganzes Wesen, und stand ihrer lieblichen Erscheinung zum Entzünden schon. Sie machte kein Hehl daraus, daß sie mich gern sah; und indem sie ihre Meinungen und Ansichten jezt den meinigen willig unterordnete, schien sie in mir den älteren, erfahreneren Bruder zu ehren, der ein unbestreitbares Recht auf das Vertrauen der jüngeren Schwester habe.

In diesem Sinne nahm sie wohl auch die kleinen Aufmerksamkeiten hin, die ich ihr unablässig zu widmen bemüht war. Ich fühlte mich nirgend

wobler, als in ihrer Nähe; mißgestimmt beobachtete ich mich Abends zur Ruhe, wenn der verwichene Tag mir nicht ihren Anblick, nicht den Klang ihrer Stimme gewährt hatte.

Nun werden die Leser glauben, daß ich in Johanna verliebt gewesen. Aber mit nichten war dies der Fall; aber doch, so war ich mit dessen wenigstens nicht bewußt. Möglich, daß ich damals die Frage, ob ich Johanna liebe, wenn sie mir von Jemand, oder auch von mir selbst vorgelegt worden wäre, unbedenklich mit Ja beantwortet hätte. Aber Niemand stellte mir diese Frage, vermuthlich, weil man sie für überflüssig erachtete: und ich selbst besangene in der oben erwähnten, gewiß von den meisten Menschen als altfränkisch betrachteten Anschauung legte mir nur einmal und gewissermaßen unwillkürlich die Frage vor, ob ich Johanna heirathen möchte. Erschrocken rief ich mir ein Nein zu. Ich hatte ein Gefühl, als handle es sich um ein Verbrechen gegen Johanna, um einen Frevel gegen ein Heiligthum! Ich hätte mich des Glückes, welches ich in meinem gegenwärtigen Verhältnisse zu Johanna fand, für unwürdig erachtet, wenn ich mir solche Frage hätte wiederholt vorlegen können. Mancher Leser wird darüber lächeln; aber ich empfand und dachte damals eben nicht anders — in Bezug auf Johanna.

Mein hier geschildertes Glück sollte nur von kurzer Dauer sein. Bevor ich jedoch die Veranlassung der Störung desselben mittheilen kann, muß ich von einem Giffmordproceß erzählen, der damals in jener Gegend ungemessenes Aufsehen erregte, und auf das Geschick meines ganzen Lebens von großem Einfluß war.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Alkoholpest.

Ein sehr anschauliches Bild von den Fortschritten des Alkoholismus in der Normandie entwirft ein Bewohner von Coutances im „Figaro“. „Die reiche Ernte von Aepfeln läßt wieder die Frage des Eigenbrenners Privilegiums aktuell erscheinen“, schreibt er. „Ueberall erdört der Ruf: „Das Land ist in Gefahr!“ Man eröffnet einen wahren Kreuzzug gegen den Alkoholismus und die Weins- und Spirituosenhändler protestiren täglich gegen das Gesetz vom 29. Dezember 1900, das sie mißbilligt; sie verlangen fürmlich die Beseitigung des Eigenbrenner-Privilegiums und haben sich dem in Paris im April d. J. gebildeten Nationalcomité angegeschlossen, das bereits 117 Synbulate um sich gruppiert hat. Wie notwendig ein schnelles Einschreiten ist, erhellt aus folgenden Ansaen. Seit 1869 ist die Zahl der Eigenbrenner von 90,869 auf 225,910 gestiegen; die Alkohol wird also nicht mehr lange auf sich warten lassen. In den Dörfern ersehnt die flache Aepfelbrennerei, „la blande“, genannt, den legendären Zinntrank mit gutem normannischen „ber“, der in den Liedern so hoch gefeiert wird. Der Tagelöhner erhält dieses Feuerwasser als Bezahlung und trinkt es gern; man genüßt selbst die Kinder an das boshafte. Neun Millionen Liter Branntwein aller Art werden in unserem Departement allein konsumiert, was auf den Kopf der Bevölkerung jährlich die Kleinigkeit von 18 Litern ergibt. In einer Küstennormandie mit 1600 Einwohnern zählt man beispielsweise 100 unheilbare und 700 Gemüthsgekränkte, davon ein Drittel im zartesten Alter, und auf 500 Familien konsumiert die Hälfte jede 300 Liter Alkohol jährlich. Die Folge davon ist, daß unsere Bevölkerung von 600,000 Seelen vor 50 Jahren auf 430,000 zurückgegangen ist. Und sie sinkt noch immer weiter. Unsere Parlamentarier kümmern sich aber nicht darum, daß das Departement und die ganze Normandie vom Alkoholismus aufgezehrt wird.“

## Die Chinesen in Amerika.

Der chinesische Gesandte in Washington, Wu Tu Fung, hat gegen das summarische Verfahren der einfachen Verlängerung des Chinesen-Einwanderungsverbotes Protest eingelegt und bittet darum, daß ein Congreß-Ausschuß sich wenigstens die Mühe nehme, durch Untersuchung festzustellen, ob denn in der Anwesenheit von Chinesen in diesem Lande der Bevölkerung wirklich der Schaden erwachse, den man damit verbunden glaubt. Er wird dafür im Congreß wenig Gehör finden, denn die öffentliche Meinung ist immer noch gegen das Eindringen asiatischer Elemente in die verschiedenen nördlichen Massen des nationalen Schmelztiegels. Einen ähnlichen Protest, dem aber nicht die Form eines solchen gegeben ist, bringt im Januarheft des „Forum“ ein moderner Chineser, Sun-hoang Bang, der ohne seine Absicht mit einem Wort zu verrathen, eine Charakteristik der chinesischen Einwanderung und des Chinesen in seiner Individualität bringt, die an das Billigkeitgefühl der Amerikaner appelliren soll.

Die Schuld an der chinesischen Einwanderung trägt, nach dieser Darstellung, der Amerikaner selbst. Als die Central Pacific-Bahn gebaut wurde, und es an Arbeitskräften fehlte, nur 800 weiße Arbeiter zu haben waren, wo 10,000 gebraucht wurden, holte man sich Chinesen aus der Provinz Kwang-Tung. Eine Schiffsabladung nach der anderen wurde von dort nach San Francisco gebracht. Die Erbauer der Bahn fanden ihren Profit dabei. Der Chineser erhielt 35 Dollars die Woche und mußte sich selber beschäftigen,

der weiße Arbeiter bekam 45 Dollars und Unterhalt. Als die Bahn fertig war, wurden die Chinesen, 10,000 an der Zahl, ihrem Schicksal überlassen. Sie mochten sehen, wie sie sich durchschlugen. Die Arbeitergesellschaften aber legten die Einfuhr fort. Jede Abladung brachte ihnen Profit und so überflutheten sie mit einer neuen Zuwanderung die Pacificküste. Gleichzeitig fehlte vom Osten her, oft mit allen Mitteln der Reflektirte, geförderte Einwanderung nach Californien ein, und die Folge war, daß die neuen Anstimmungen für die Arbeit, die sie zu unternehmen gedachten, schon Chinesen am Plage fanden. Aus dem Wettstreit um das tägliche Brod entstand die „Sand Lot“-Agitation, die in dem Schlagwort: „Fort mit den Chinesen!“ gipfelte. Eine Congreß-Untersuchung vom Jahr 1876 stellte die Zahl der im Lande anwesenden Chinesen auf 117,331 fest; jezt beträgt dieselbe ungefähr 100,000. Der Bewegung Folge gebend, verbot der Congreß die Einwanderung der Chinesen und verwarf den Anwesenden das Recht der Naturalisation.

Ohne Arbeit bei dem Bahnbau suchten die Chinesen andere Beschäftigung, sie begnügten sich mit der niedrigsten, die der Weiße nicht thun mochte. Daher der Chineser als Wäscher, Koch und Hausbedienter. Seine Fähigkeit als Bodenarbeiter erwies er, als einem Unternehmer die Entwässerung der Marschen im Delta des Sacramento und San Joaquin-Flusses übertragen wurde und dieser Chinesen anstellte. Es bildeten sich kleinere Genossenschaften unter ihnen, die Unter-Contracte annahmen. Mit fleißiger Arbeit in sumptuosa Malaria-Gegend wurden fünf Millionen Acres Marsch in Farmen und Gärten verwandelt, die den Reichthum des Staates um \$289,700,000 vermehrten. Als praktische Verwerther auch des Geringsten wendeten die Chinesen sich den Bergwerbsdistricten zu, wo sie aus den Abfällen der von den Weißen betriebenen Goldwäschereien noch genug herauslachten, sie für ihre bescheidenen Ansprüche zu bezahlen. Sie zeigten sich auch schwerer Arbeit gemachtem und der Weiße übertrug ihnen, was ihm selbst zu zeitraubend oder unbequem war. Aber sie schienen doch den Erwerb zu bedrohen. Ein Gesetz vom Jahre 1885 forderte von jedem Ausländer, der das Bürgerrecht nicht erwerben konnte, wenn er dem Minenbetriebe obliegen wollte, eine Steuer von vier Dollars den Monat. Daran entstanden viel Streitigkeiten, die schließlich zu den Unruhen führten, in welchen der Chineser wie vogelfrei geht und niedergeschossen wurde. Und doch hatte er im Bergbau den Reichthum Californiens um mehr als zwei Millionen vermehrt.

Was der Chineser als Farmarbeiter, als Obstzüchter, besonders im Weinbau, geleistet, wie ansehnlich er sich in der Fabrication in verschiedensten Zweigen gezeigt, führt Sun-hoang Bang des Weiteren aus, erzählt von ihrer Frauallidität und der Anhänglichkeit, die sie als Dienstboten aufweisen. Sie würden, meint er, besser gewürdigt werden, wenn wir ihnen nicht so fremd gegenüberständen und sie uns, zwei heterogene Elemente, die sich, ohne auch nur einen gemeinsamen Zug, nicht verstehen. Er nimmt seine Landsleute auch gegen den Vorwurf geiziger Lebensweise und schimmerer Lafter in Schutz. Untertan ihrer Eigenart habe das Vorurtheil erzeugt. Und die Geschichte von den „Sechs Compagnies“, die angeblich das gemeine Volk der Chinesen nach einem „Padrone-System“ regieren, erklärt er für eine Fabel. Es seien gegenseitige Hülfs-gesellschaften nach Art der Gilden, die für die Wohlfahrt ihrer Mitglieder sorgen.

Der Verfasser hat sich viel Mühe gegeben, seine Landsleute dem Interesse des amerikanischen Volkes so nahe als möglich zu bringen. Aber viel Erfolg darf er sich davon nicht versprechen. Das Vorurtheil ist einmal da. Das Publikum denkt eben, wie es in Nothland der Hofstamm heißt: „Wir lesen die schönen Verse, wir kaufen das Pferd doch nicht.“

## Die amerikanische Textil-Industrie.

Der Totalwerth der Produkte der Baumwoll-Industrie für das Jahr 1900 wird nach Zusammenstellung des Census-Bureaus auf \$336,974,882 veranschlagt, eine Zunahme von 25 Procent im Vergleich mit dem Jahre 1890. Die Zahl der Fabriken ist 1051, eine Zunahme von 16 Procent; das angelegte Capital besifferte sich auf \$467,240,157, eine Zunahme von 32 Procent; die Kosten der zur Verwertung gekommenen Stoffe stellten sich auf \$176,551,527, eine Zunahme von 14 Procent. Die Zahl der Arbeiter stellte sich durchschnittlich auf 302,861, eine Zunahme von 38 Procent; der Gesammilohn besifferte sich auf \$90,384,532, eine Zunahme von 36 Procent; die Zahl der salarirten Angeestellten stellte sich auf 4996, ihr Gesammilohn besifferte sich auf \$7,535,129, eine Zunahme von 117 Procent.

Frankreich's Kredit ist, trotz seiner gewaltigen Schuldenlast, immer noch ausgezeichnet. Am 28. Dezember wurde die dreiprozentige Anleihe von 265,000,000 Francs, welche zur Deckung der Kosten des Krieges gegen China aufgenommen ward, 25 mal überzeichnet.